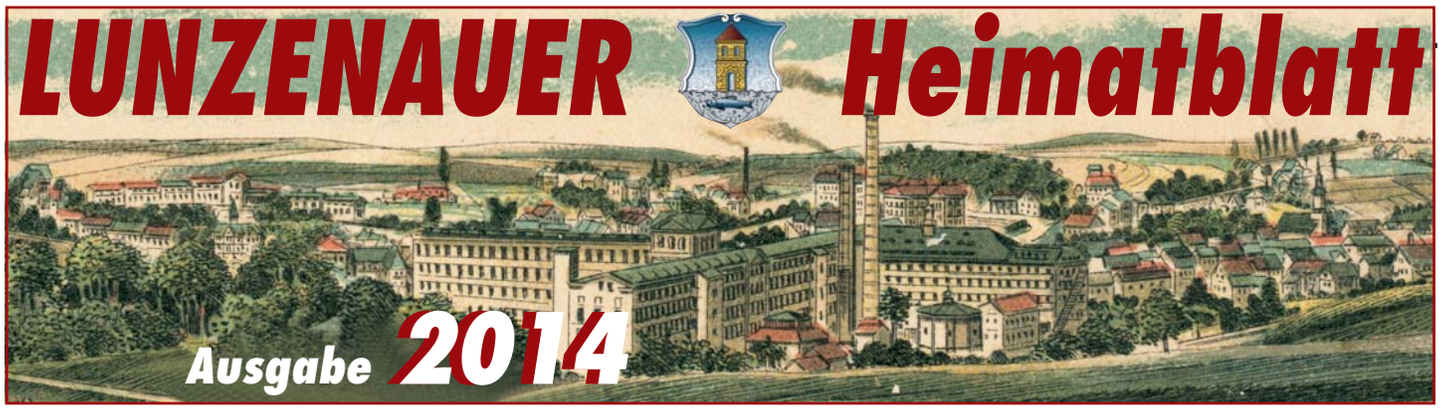
LUNZENAUER Heimatblatt



Ausgabe 2014

GESTERN & HEUTE • Beilage im Amtsblatt der Stadt Lunzenau • an alle Haushalte

Veränderungen im Stadtbild - Ein Blick in Richtung Erich-Weinert-Straße vor der Bebauung (damals Hofeweg) um 1945 (Foto oben) und heute (Fotos unten)

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freunde des Lunzenauer Heimatblattes,

nun ist es wieder soweit, das Heimatblatt 2014 ist frisch gedruckt und Ihnen stehen erneut zahlreiche Informationen über unsere Heimat zur Verfügung.

Es ist schön zu wissen, dass zahlreiche Bürgerinnen und Bürger aus nah und fern mit ihrem Wissen und ihrer Bereitschaft, dieses Wissen uns allen zugänglich zu machen, zum Erfolg unseres Heimatblattes beitragen.

Herzlichen Dank an alle Beteiligten für ihr Engagement und auch ein großes Dankeschön an alle Geldspender für Ihre Unterstützung.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß und Freude beim Lesen des Heimatblattes 2014 und grüße hiermit alle Leserinnen und Leser des „Lunzenauer Heimatblattes“.

Sie werden wieder viel Interessantes aus Lunzenau und Umgebung erfahren.

Für mich ist es immer wieder schön, neue Episoden aus längst vergangenen Tagen zu lesen.

Beim Lesen merke ich jedoch, wie sehr sich Lunzenau und seine Ortsteile in den letzten Jahren verändert haben. Daher lade ich vor allem unsere Leserinnen und Leser aus der weiteren Entfernung ein, wieder einmal nach Lunzenau zu kommen, um sich ein Bild vom Wandel der Zeit und der heutigen Situation zu machen.

Ein Besuch lohnt sich, Sie alle sind immer herzlich willkommen!

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Ronny Hofmann
Bürgermeister

Liebe Heimatfreunde in nah und fern,

wie schnell doch die Zeit vergeht! Wieder ist ein Jahr um und sie halten eine neue Ausgabe des „Lunzenauer Heimatblattes“ in Ihrer Hand.
Unsere Beiträge sind sehr vielfältig und wir können Ihnen eine gute Mischung präsentieren.
Ein großer Dank an unsere Autoren und natürlich an unsere Ortschronistin Karin Mehner, ohne die die Herausgabe des Heftes nicht möglich wäre. Wiederum auch die Bitte: Trauen Sie sich und schreiben Sie Ihre Erinnerungen und Erlebnisse auf! Wir sind für jeden Beitrag dankbar.

Auch in diesem Jahr haben uns wieder zahlreiche Spender unterstützt, ohne die eine Realisierung des Projektes nicht möglich wäre.

Dafür auch ein großes Dankeschön!

Es spendeten:

Wolfgang Bönitz
Celia und Dieter Wiesemann
Werner Nitzsche
Gerhard Sittner
Ida und Gerhard Hofmann
Peter Quarch
Roland Demmler
Ingeborg Kopmann
Annerose Böttger
Edeltraud und Hans Flemming
Brigitte Hahn
Herbert Bönitz
Ludmilla und Friedrich Traufelder
Wolfgang Leuschel
Friedrun Köhn
Inge Milkau
Marion und Christian Köhler
Irene Rosl Sikora
Gisela Petzold
Karin und Peter Mehner

Natürlich freuen wir uns über weitere Spenden.

Unsere Kontoverbindung:
Sparkasse Mittelsachsen
IBAN: DE06 8705 2000 3120 0004 33
BIC: WELADED1FGX

Kennwort: Heimatblatt 2015

Wichtig! Aus buchungstechnischen Gründen bitten wir Sie, erst ab Januar 2015 Ihre Spenden zu überweisen.

Herzlichen Dank!

Das Heimatblatt auch im Internet: www.lunzenau.de

Kinder- und Jugenderinnerungen

Hans Flemming
Ostseebad Kühlungsborn

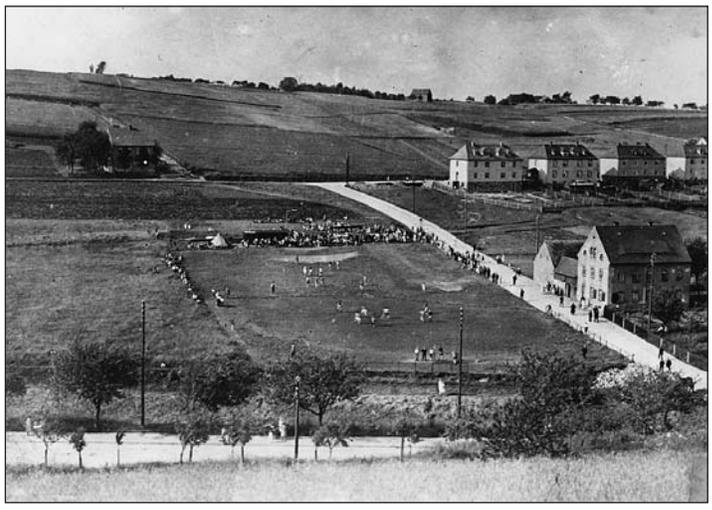
Ich muss wohl 7 Jahre gewesen sein, als die Lunzenauer Fußballer ein Jubiläum hatten und gegen eine höherklassische Mannschaft aus Chemnitz spielten. Die Lunzenauer hatten ein neues Trikot bekommen, blau mit gelben Schultern. Als kleiner Zuschauer stand ich neben dem Tor ganz vorn, um etwas zu sehen. Plötzlich traf mich ein Ball mit voller Wucht. Da war der Tag für mich gelaufen und die Lunzenauer Fußballer haben bestimmt auch nicht gewonnen.

Etwa 1942 waren in der Schule Kinder aus Kiel untergebracht. In ihrer Freizeit spielten sie immer auf dem Schulsportplatz. Schließlich kam es zu einer Herausforderung. Sie wollten gegen eine Lunzenauer Schülermannschaft spielen. Da wir keinen Fußballplatz mehr hatten, gab es auch keine Schülermannschaft. Blamieren wollten wir uns aber auch nicht. So wurde eine Mannschaft zusammengestellt, von wem auch immer. Ich gehörte auch dazu. Als ich das erfuhr, ging ich zu einer jungen Frau nach Schlaisdorf, deren Mann gefallen war und von dem sie noch die Fußballschuhe hatte. Mit viel Überredung gelang es mir, sie zum Verkauf zu bewegen.

Stolz trabte ich mit den etwas zu engen Fußballschuhen zum Schulsportplatz und wurde dort als Torwart eingeteilt. Wir hatten niemals zuvor zusammen gespielt oder trainiert, weil es nur in Berthelsdorf noch einen Fußballplatz gab. So kam es, wie es kommen musste. Die Kieler knallten uns einen Schuss nach dem anderen aufs Tor. Einige konnte ich halten, aber natürlich nicht alle. Als es 4:0 stand, wurde ich ausgewechselt. Aber meinem Nachfolger ging es auch nicht besser und so endete das Spiel schließlich 7:1. Wir hatten uns ziemlich blamiert, zumal an diesem schönen Sonntag viele Zuschauer aus den Häusern am Schulsportplatz zusahen.

Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen an Lunzenau ist das Fest zur 600jährigen Stadtgründung 1933. Mit dreieinhalb Jahren konnte ich vom Fenster im 1. Stock des Schreibwarengeschäfts Max Bilz, einem Großonkel, mir den Umzug ansehen. Zur 650 Jahrfeier war ich auch in Lunzenau. Damals gab es eine Tombola. Als Bereichsleiter Ökonomie des FDGB Feriendienstes Kühlungsborn unterstand mir auch die Zentrale Einweisung. Bei den über 7.000 Urlaubern, die in jedem Turnus anreisten, blieb immer mal ein Platz frei, z.B. wegen plötzlicher Erkrankung. Einen solchen Platz habe ich damals der Stadt Lunzenau für die Tombola zur Verfügung gestellt. Ich glaube, das war sogar der Hauptpreis, wenn ich mich recht erinnere. Gewonnen hatte ihn ein junges Paar und ich habe mich mit ihnen getroffen, als sie dann in Kühlungsborn waren. Ich kannte sie aber nicht, weil ich schon zu lange weg war von Lunzenau.

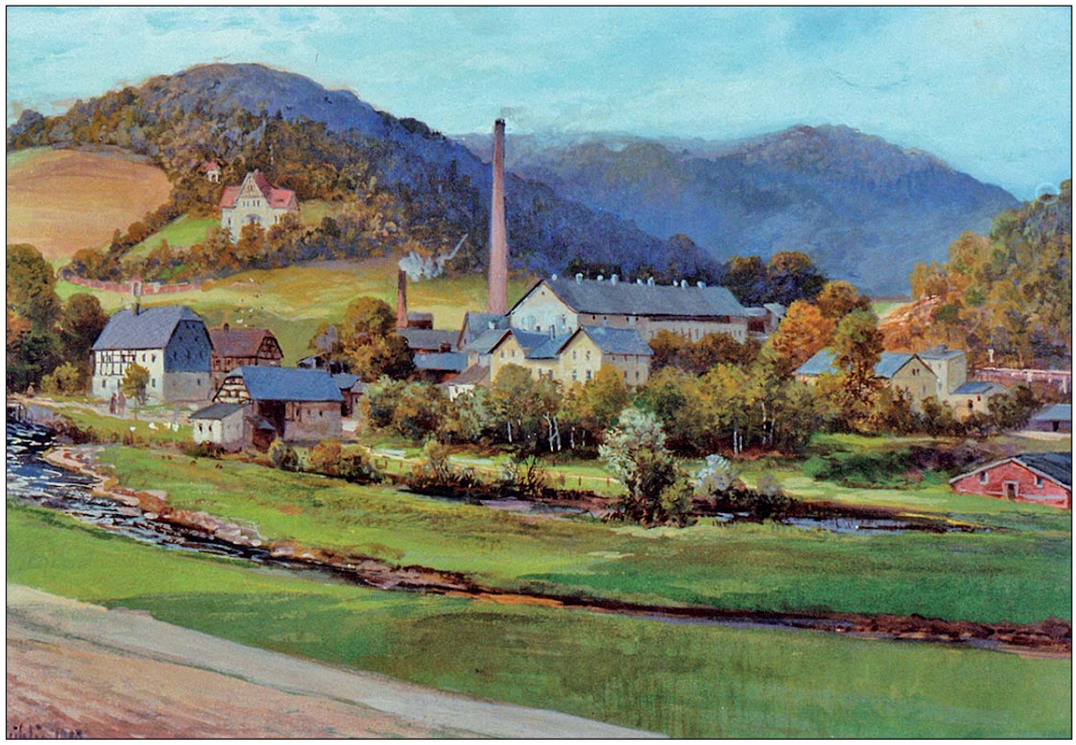
1983 habe ich noch ein paar Klassenkameraden von der Schulzeit 1936-1944 getroffen, z.B. Schenks Karli, Helmut Baumann, Günther Knittel u.a. Inzwischen sind die Reihen schon stark gelichtet. Es freut mich aber, wenn ich aus den Namen im Heimatblatt mich an einige erinnere. Wenn ich z.B. an Fischer Karli denke, er konnte die ganze Meute zum Lachen bringen, wenn wir vom Cossener Tanzsaal nach Hause



Ehemaliger Sportplatz auf späterem Molkereigelände

gingen. Überhaupt, der Tanzsaal in Cossen war in seiner Lage einmalig. Umgeben von einer Kleinstadt und etlichen Dörfern. Ich habe schon damals gesagt, in Cossen hätte man auf der Mundharmonika spielen können und der Saal wäre trotzdem voll gewesen. So sind viele verwandtschaftliche Beziehungen zwischen diesen Orten entstanden. Wir konnten das von unserer erhöhten Lage in der Randsiedlung immer schön beobachten, wenn in Göritzhain Kirmes war, wie viele Lunzenauer dort zu Besuch gingen und umgekehrt.

An die meisten Namen meiner Schulklasse kann ich mich noch erinnern. Werner Arnhold, Manfred Eisert, Alfred Cella, Klaus Dietze, Siegfried Großer, Manfred Hahmann, Manfred Seidel, Wolfgang Trebs, Rolf Hahn, Günther Knittel, Johannes Müller, Heinz Nestler, Karl Schenk. Die Mädchen haben später durch Heirat andere Namen getragen. Sie waren ja alle hübsch. Ich erinnere mich an Jutta Günther, Jutta Riedel, Thea Martin, Inge Boxleitner, Anita Sander, Elfriede Bose. Die anderen Namen habe ich vergessen.



Ehemalige Papierfabrik Scheerer in Göritzhain - Gemälde um 1908

Revolution von 1848 und die Auswirkungen in den Dörfern

Siegfried Jahne, Göritzhain

Das Jahr 1848 war ein bewegtes Jahr.
Dies zeigt sich auch an den Entscheidungen der Gemeindevorstände. So legte man in Göritzhain fest, dass sich die drei Dörfer Göritzhain, Hohenkirchen und Cossen im Falle von Brand oder nächtlichen Überfalls gegenseitig beistehen. Im Protokollbuch der Gemeinde ist folgende Festlegung dazu enthalten:
„Im Falle gegenseitiger Hilfe soll einer von den Wachhabenden im den Dorf abgeschickt werden, die anderen Dörfer herum in Kenntnis zu setzen, welche heute hierdurch die Verpflichtung übernahmen, so dann zu Hilfe an die nötige Stelle zu eilen.
Das von Herrn Förster gemachte Angebot, uns zwei Hörner zu liefern, wurde dankbar angenommen und festgelegt, dass im Falle von Not durch dieses Horn von der Wache das Signal des gewöhnlichen Feueralarmes gegeben werden soll und dass sich dann die Gemeinde schnellstmöglich zu versammeln hat.“
Am gleichen Tag wurde die Verhaltensregel der Wache beschlossen. Darin heißt es: „Jedes verdächtige oder unbekannte Individuum wird angehalten und nach der Ursache des Aufenthaltes in freundlicher Weise befragt. Im Falle, dass die Aussage und das Benehmen Verdacht erregt oder im Falle von Widersetzlichkeit wird derselbe arretiert und auf die Wachstube gebracht. Im Falle von Widersetzlichkeit ist Gewalt anzuwenden. Im äußersten Fall ist von der Waffe Gebrauch zu machen.
Wenn bei Feuer oder feindlichem Überfall durch das Horn Feueralarm geblasen, im Fall eine Gemeinde der anderen zur Hilfe eilen will, bleibt der Wachposten in den Dörfern zurück, deren Gemeinde zu Hilfe des benötigten Dorfes abgegangen ist.
Von den auf der Wache befindlichen acht Mann sollen vier Mann zur Patrouille abgesandt werden, welche die zurückbleibenden vier Mann alle Stunden ablöst. Die Wache beginnt seinen Anfang um 10 Uhr und endet früh 4 Uhr. Im Fall der Arretierung wird der Richter davon in Kenntnis gesetzt.“
Am 09. April 1848 geht an den Gemeinderat in Göritzhain ein Schreiben von der Gemeinde Wechselburg ein. Darin heißt es:
„Es hat sich in der nächsten Umgebung von Wechselburg das falsche Gerücht verbreitet, als ob die Errichtung einer Kommunalgarde am hiesigen Ort einen ganz anderen Zweck habe, als Personen und Eigentum der hiesigen Einwohner gegen etwaige Angriffe des im Lande häufig herumziehenden Gesindels zu schützen.
Wir erklären hiermit auf Mannesehre, dass gesetzliche Selbsthilfen gegen verbrecherische Banden der einzige Zweck dieser von der Not der Zeit gebotenen Vereinigung ist. Wir fordern alle unbefangenen Einwohner unserer Nachbarschaft, namentlich unserer Amtslandschaft auf, besagte Einrichtung von diesem allein wichtigen Standpunkt aus zu würdigen und erklären uns bereit, unseren Nachbarorten auf ihren Wunsch in jeder Gefahr brüderlich beizustehen, wenn wir dieselbe Liebe und das nämliche Vertrauen von ihnen erwarten. Der Beschluss der Wechselburger Kommunalgarde - Meyer -.“
Am 13. Juni 1848 kam es dann in Göritzhain zur Bildung einer Kommunalgarde. Sie bestand aus 52 Bürgern. Hauptmann war der Übermüller Krug, ehemaliger Besitzer der Pappenfabrik an der Straße nach Stein.
Am gleichen Tag fasste der Gemeindevorstand einen Beschluss mit folgendem Inhalt:
„Die Armen, welche als Gardisten in der Kommunalgarde eingesetzt wurden, aber außer Stande gesetzt sind, ihre Lanzen selbst zu beschaffen und daraufhin die Kosten der Gemeindeausschuss bezahlen soll, spricht sich derselbe dahin aus, dass die Lanzen, bevor sie aus Mitteln der Gemeinde bezahlt werden, Hauptmann Krug die Armut der Betreffenden festzustellen hat und das Resultat der Gemeinde mitzuteilen hat.“
Bereits am 16. Juli 1848 dankte Krug aus sehr dürftigen Grund ab, wie es in den Unterlagen heißt. Danach schlossen sich Göritzhain, Cossen, Hohenkirchen und Berthelsdorf zusammen. Es wurden zwei Kompanien gebildet, die eine umfasste Göritzhain, die andere die übrigen drei Orte. Im Oktober 1850 wurde die „dienstliche Tätigkeit“ der Garde einstweilen „sistiert“.

Meine Großmütter

Friedrun Köhn, geb. Auer

In jedem Jahr freue ich mich auf die interessanten Beiträge im „Lunzenauer Heimatblatt“. Heute möchte ich auch meine Gedanken einbringen. Die verlebten Kindheits- und Jugendjahre in Lunzenau sind bei mir in bleibender Erinnerung. Ab April 1945 lebte unsere kleine Familie in der Pestalozzistraße 4 bei meiner Oma Minna Auer geb. Scharre. Mein Opa war leider 1944 verstorben. Als Baby und Kleinkind schlief ich im elterlichen Schlafzimmer. Oma hatte ein großes Zimmer für sich allein. Die restlichen Zimmer in der Wohnung wurden zusammen genutzt. Meine Oma Minna war sehr hager, also keine „Kuscheloma“. Sie stammte aus der Gaststätte „Goldener Stern“ (heute Karl-Marx-Straße). Von Kindern war sie nicht besonders begeistert. Meine Freundinnen vergraulte sie regelmäßig, denn sie waren ihr wohl zu laut. Als ich größer wurde, schlief ich im zweiten Stock unseres Hauses in einer Bodenkammer. Das gefiel mir. Ich schlief Wand an Wand mit Tante Lisel (Elise Böhme). Gegenüber schlief Frau Maria Pucsli (Ungarin). In der Kammer hatte ich abends selten Kontrolle durch meine Eltern. Ich konnte also ungestört in dem reichen Bücherschatz meines Vaters Max Auer stöbern.
Meine Oma wurde sehr alt. In einem Winter vor Weihnachten, sie war etwas 85 Jahre alt, hatte sie den Wunsch, den „Goldenen Stern“ zu besuchen. Wir waren uns schnell einig. Ich holte den Schlitten aus dem Schuppen. Oma, im Rock setzte sich vorn hin, ich dahinter, um zu lenken. So ging es flugs den Berg hinunter, ein Stück Rochlitzer Straße entlang und dann bis Ecke Bäckerei Schöllhammer. Den Rest bis zur Kneipe um die Ecke liefen wir zu Fuß. Meine Oma und ich wurden dort freundlich begrüßt und es ging gleich zum Stammtisch. Bei etwas Bier und sicher einem Schnäpschen lebte meine Oma richtig auf. Ich nippte an der roten Brause und kostete natürlich auch das Bier. Beschwingt und in guter Laune ging es nach einiger Zeit wieder auf den Heimweg. Runter ins Tal waren wir schnell aber der Rückweg war beschwerlich. Meine Eltern wussten nichts von unserem Ausflug. Wir wurden nicht gerade freudig empfangen. Drei Jahre später im Sommer 1955 ehrte der Rat der Stadt die ältesten Bürger von Lunzenau im „Volkshaus“. Meine Oma Minna zählte auch zu den Auserwählten. Eine schöne Tradition! Oma mit 88 Jahren - und nun diese Einladung. Ich sehe sie heute noch vor mir im dunkelblauen Seidenkleid

Minna Auer (2. v. links)

mit zartem Federndruck darauf. Die ganze Familie war aufgeregt, aber Oma am meisten. Plötzlich hatte unsere Oma die Hose voll. Meine Mutter Dorle, eine Frau voller Courage, nahm Oma schnell mit in die Waschküche. Dort duschte sie Oma mit dem Wasserschlauch ab. Anschließend Wäschewechsel und dadurch zu Fuß ins „Volkshaus“ zur Feierstunde. Dort erhielt Oma Minna einen großen Präsentkorb.
Meine andere Oma Paula Schäfer wohnte in Dresden Niederpoyritz. Dort hatten die Großeltern Paul und Paula ein kleines Haus mit Stallungen und Garten. Die Wiesen reichten bis zur Elbe. Da wir die Sommerferien in jedem Jahr in Dresden verbrachten, fand auch der obligatorische Besuch bei Oma statt. Diese Oma war schön rund. Da sie einmal offene TBC hatte, durfte ich sie nicht umarmen. Schade! Ich habe meine Dresdner Großeltern als sehr bescheidene Leute in Erinnerung. Weihnachten 1951 kam aus Dresden ein großes Paket in Lunzenau an. Der Inhalt war ein Kinderpelzmantel mit Muff und Mütze aus Kaninchenfell. Die Großeltern hatten Kaninchen und brachten die Felle zum Kürschner. Dieses gutgemeinte Geschenk wurde für mich zum Problem. In dem feinen Fell sollte ich zur Schule gehen, Unmöglich!!! Die Tochter von Lehrer Max Auer und dann noch im Pelzmantel - schon bei diesem Gedanken wurde es mir unbehaglich. Andere Kinder trugen Jacken aus umgearbeiteten Soldatenmänteln oder getragene Sachen von älteren Geschwistern. Da der Mantel etwas auf Zuwachs gearbeitet war, gab es in jedem Winter Theater im Hause Auer. Meine Großeltern aus Dresden wollten auch berechtigter Weise sehen, wie mir der neue Pelzmantel steht. Also nahm ich im Garten unseres Hauses bereitwillig Aufstellung, um mich wenigstens einmal in dem guten Stück fotografieren zu lassen. Das war wirklich das erste und letzte Mal.
Meine arme Oma in Dresden hatte bestimmt viel Geld beim Kürschner gelassen. Später verschenkte meine Mutti Mantel und Zubehör an Karin Richter.
Ich hoffe, dass sie wenigstens den Kaninchenmantel getragen hat.

Meine Eltern und ich im Pelzmantel im Garten

Ehre ihrem Andenken

Wolfgang Bönitz

Immer wenn ich mit dem Fahrrad die (damalige) Friedhofstraße entlang fuhr, um beim Schuhmacher Walter Schröder ein Paar frisch besohlte Schuhe oder bei der auf dem gleichen Grundstück befindlichen Ortskrankenkasse einen Behandlungsschein abzuholen, schaute ich mit einem respektvollen Blick zum Friedhof hinüber, der ja auf dem gegenüberliegenden Hügel sehr achtunggebietend angeordnet ist und fragte mich stets, wie man denn immer ohne Zwischenfall die Särge zu dem vorgesehenen Grab bringen kann, ohne dass einer mal ins Rutschen kommt. Aber die Sargträger waren eben erfahrene Leute und so ist wohl nie etwas passiert. Schon als Schüler der ersten Klassen begleitete ich regelmäßig meine Eltern, wenn sie zur Grabpflege gingen, um das Grab meines Großvaters, Friedrich Gotthelf Bönitz, in eine ansprechende Verfassung zu bringen. Mein Vater nutzte diese Gelegenheit meist, um mir die Lebensleistung des Toten nahe zu bringen und auch als anzustrebendes Beispiel für Willenskraft und Charakterstärke zu erläutern. Mein Großvater starb mit 63 Jahren an Zungenkrebs; schon elf Jahre zuvor war seine Frau verstorben und hinterließ ihm mit vier Söhnen im Alter von vier bis zwölf Jahren die alleinige Verantwortung. Mein Vater war der jüngste der vier Jungen und ihm hat gewiss die Mutter am meisten gefehlt. Ich bin auch sicher, dass ihn diese frühe Selbständigkeit für die Dinge des täglichen Lebens und das eigene Durchsetzen ohne einen mütterlichen Rat und Zuspruch geprägt hat - und das vielleicht nicht immer nur positiv. Aber auch über die Schicksale der anderen Toten in den umliegenden Gräbern wurde ich soweit informiert, dass ich von deren Leistungen in schwierigen Lebenssituationen erfuhr. Das alles und die Mahnung, nie die Ruhe der Toten zu stören und viel Anerkennung für sie zu empfinden, haben mich immer sehr beeindruckt.
Der Friedhof fand seinen Platz etwa 1824 da wo er heute noch ist. Bis dahin war der Friedhof seit der Stadtgründung in einem Halbkreis um die Kirche angelegt und erstreckte sich, wo heute das Feuerwehrdepot sich befindet, weiter über die Fläche des Postgebäudes bis zur Marktgrenze. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war es notwendig eine Erweiterung in westlicher Richtung vorzunehmen. Aber das reichte auf Dauer nicht aus, weil die Einwohnerzahl im 19. Jahrhundert schnell stieg und z. B. 1875 schon mehr als 3200 betrug, wozu auch die beginnende Industrialisierung beigetragen hat. Der heutige Standort des Friedhofes wurde mehrfach durch den Ankauf von Gelände erweitert und am Sonntag vor Pfingsten 1874 geweiht. Mit einem weiteren Ankauf von ca. 1200 qm erhielt er 1949 die derzeitige Größe. Im 19. Jahrhundert wurde auch eine kleine Feierhalle errichtet, die zu würdevollen Trauerfeiern dienen sollte. Aber 1878 war das zeitweilig nicht möglich, da die Leichenfrau diese Räumlichkeiten zur Lagerung der eigenen Kartoffel- und Futtermittelvorräte nutzte. Dafür erhielt sie von der Stadtverwaltung einen ernsthaften Tadel und die Auflage, alles sofort zu räumen und wieder in einen sauberen Zustand für die vorgesehene Nutzung zu bringen.
Mit der Feierhalle wurde auch ein Treppenaufgang geschaffen, um die Feierhalle selbst und die Grabstätten zu erreichen. Der Treppenaufgang hat heute mehr als 100 Stufen und führt von der Friedensstraße bis zum oberen Ausgang.

Mit der Installation einer Wasserleitung wurde auch die Grabpflege sehr erleichtert, die bis dahin nur über einen Brunnen im oberen Friedhofsbereich möglich war. Die Feierhalle diente viele Jahre für die Durchführung der Trauerfeierlichkeiten, musste aber 1975 neu und vergrößert errichtet werden. Über viele Jahrzehnte mussten

die Särge der Verstorbenen von der Friedensstraße in den Aufbettungsraum der Feierhalle getragen werden, was bei mir die eingangs erwähnte Frage auslöste, was eigentlich passieren würde, wenn mal ein Sarg ins Rutschen gekommen wäre! Mit der 1980 geschaffenen, befahrbaren Straße, abzweigend von der August-Bebel-Straße, wurden aber „meine Sorgen“ endgültig behoben!
Die den Friedhof begrenzende Natursteinmauer musste in den 90iger Jahren neu errichtet werden und wurde - einschließlich des Eingangs generell neu und ansehnlich gestaltet - im Jahr 2000 fertig gestellt.
Im Umgang mit den Verstorbenen hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Reihe von Ritualen herausgebildet, wie man sie würdevoll zur letzten Ruhe begleitet und Abschied nimmt. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts war es üblich, dass der Tote an seinem eigenen Wohnort aufgebahrt wurde und so die Trauernden dort von ihm Abschied nehmen konnten. Ich erinnere mich, dass ich als Junge oft die Trauerkarte und Blumen zu überbringen hatte und dann meist gefragt wurde: *„Willst du den Toten noch mal sehen?“* Das eingefallene Antlitz des Toten hat mich immer sehr berührt, ich war aber doch froh, wenn ich mit einem erhaltenen Kuchenstück in der Hand wieder gehen konnte.
Am dritten Tag nach dem Tod wurde der Sarg in Anwesenheit der Angehörigen und von Trauergästen geschlossen und in den so genannten Leichenwagen gebracht. Danach formierte sich der Trauerzug zum Friedhof und von begleitenden Musikern wurde Musik gespielt, die dem Anlass entsprach.
Später wurde die Überführung zur Feierhalle von einem Leichenauto übernommen und die Aufbahrung des Toten erfolgte in einem dafür vorgesehenen Raum der Feierhalle, zunächst bei offenem Sarg, später dann nur noch bei schon geschlossenem Sarg.
Solange noch Leichenwagen mit einem Pferdegespann bewegt wurden, wurden diese nach der Außerdienststellung auf einer Mülldeponie verbrannt und keiner anderen Verwendung mehr zugeführt.

Nun möchte ich mit einigen Beispielen, stellvertretend für die Leistung vieler Lunzenauer Persönlichkeiten, die mir selbst in meinem Leben immer Respekt abverlangt haben und die auf dem Friedhof zur letzten Ruhe bestattet wurden, meine Betrachtungen fortsetzen.

- Ich war acht Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg 1939 begann und alle jungen Männer in den Kriegsdienst mussten, so dass eigentlich nur noch ältere und auch schon alte Männer um uns waren, die oft bereits den Ersten Weltkrieg an seinen Fronten miterlebt hatten und häufig sehr kurze, trockene und einleuchtende Bemerkungen machten, die uns Schüler über die Schwierigkeiten der bestehenden Situation aufmerken ließen und zum Nachdenken veranlassten. An die Namen der Senioren kann ich mich natürlich nur noch in wenigen Fällen erinnern, aber die Wirkung war wohl auch bei all meinen Altersgefährten gleich, wozu natürlich auch die sicher durchweg menschliche Betrachtung aller Vorgänge in den Familien entscheidend beigetragen hat.
- Ich erinnere mich sehr gern an Paul Müller, den Großvater meines Freundes Horst Hahn, der in der Vogelschen Fabrik lebenslang gearbeitet hat; ein aufrechter Demokrat, der uns Schülern in den Jahren 1943-45 immer sehr verständlich die charakterlichen Prinzipien nahebrachte, die nun einmal zu einem ehrlichen, hilfsbereiten, moralischen und denkfähigen Menschen gehören. Was er uns sagte, unterschied sich doch erheblich von den Weisheiten, die im öffentlichen Leben verbreitet wurden, um die Jugendlichen zu willigen Dienern der Naziherrschaft zu machen.
- Ich nenne weiter den Namen des großartigen Turners im Turnverein 1860, Arthur Jordan, der über viele Jahre die Gymnastiklehrgänge für Lunzenauer Frauen leitete und damit dazu beitrug, dass sie für ihre Familien und die tägliche Arbeit gut befähigt blieben. Er wurde 1935 anlässlich des 75-jährigen Bestehens des Turnvereins hoch geehrt, aber nur wenig später wurde ihm seine Aufgabe entzogen, weil er nicht in die NSDAP eintreten wollte.
- Ich erwähne auch den Oberlehrer Erich Geißler, der, schon nahe am Ruhestand, mich und meine Schulklasse in den ersten zwei Schuljahren mit konsequenter Disziplin erzog, uns Lesen und Schreiben beibrachte und in den Grundrechenarten plagte. In der Rechtschreibung erzielten er und seine später nachfolgenden Lehrerkollegen z. B. so gute Erfolge, (s. a. Heimatblatt 2006) dass wir eigentlich immer ziemlich rechtschreibsicher waren. Nach der letzten Rechtschreibreform vor einigen Jahren, hat aber diese Sicherheit nicht unerheblich nachgelassen und ich staune oft, wenn mich mein Computer belehrt, wie es nunmehr richtig zu schreiben sei!
- Eine beeindruckende Persönlichkeit war auch der Bauunternehmer Paul Seidel, der mit sehr fähigen Mitarbeitern ein erfolgreiches Baugeschäft führte und viele Gebäude in Lunzenau, aber nicht nur da, errichtete. Die sehr schöne und repräsentative Turnhalle in der Altenburger Straße, die Siedlung am Mühlweg und viele andere Bauten stehen heute noch und werden gern genutzt. In Leipzig haben er und seine Mitarbeiter beim Ausbau der Messehallen mitgewirkt und zur Anerkennung der sächsischen Bauwirtschaft beigetragen.
- Weiter möchte ich die Lunzenauer Ärzte, Dr. Langowski, Dr. Henning und Dr. Hellmich, hier erwähnen, die in einer Zeit, als alle jüngeren Ärzte zum Militär eingezogen waren, eine großartige Leistung vollbrachten und ihre ganze Kraft zur Gesunderhaltung der Patienten in schwerer Zeit einsetzten.
- In den Industriestätten und im Handwerk waren immer viele sachkundige und geschickte Facharbeiter tätig, deren Rat und Hilfe alle die ihrer bedurften, sehr schätzten. Dazu gehörte auch die durchgängige Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, die man aber auch generell erwartete. Anders wären sie ja schnell ins „Gerede“ gekommen und das wollte sich keiner nachsagen lassen. Neben der vorhandenen Fachkompetenz war so auch meist eine Ausdrucksweise im persönlichen Umgang verbunden, die sowohl sachkundig als ebenso humorvoll und unterstützend war.
- Von den Handwerksbetrieben möchte ich eine Sparte hervorheben, die Lunzenau zu dem ehrenhaften Beinamen „Kuchen-Lunzen“ verhalf und diese Anerkennung ist meiner Meinung nach zu vollem Recht erfolgt. Es waren sehr viele selbständige Backbetriebe in Lunzenau angesiedelt und die Qualität ihrer Erzeugnisse war immer hervorragend, gleich ob es das tägliche Brot war oder die wundervollen vielfältigen Kuchensorten und am Jahresende auch die Weihnachtsstollen. Die Mitarbeiter in den Bäckereien gaben durchweg ihr Bestes - und während ich das schreibe, läuft mir das Wasser im Mund zusammen!
- Von ganz besonderer Bedeutung waren jederzeit die Frauen in dem kleinen Ort, die in allen Situationen verstanden, die nötigen Maßnahmen zu ergreifen und auch durchzuhalten. Vor allem in den schwierigen Zeiten der beiden Kriege, der mitunter dramatischen Situationen in den Zeiten der Inflation und der Arbeitslosigkeit, der furchtbaren Angst bei den Luftangriffen in den Jahren 1943 -1945, der Aufnahme von Evakuierten, Bombenopfer und Flüchtlingen, der menschlichen Haltung gegenüber den Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, der ständigen Sorge um die Angehörigen und das Tragen der Hauptverantwortung für die Bedürfnisse des täglichen Lebens in den Familien - stets waren es die Frauen und Mütter, die mit Mut und fast übermenschlicher Hilfsbereitschaft die nötigen Schritte unternahmen und die Familien zusammen hielten.
- Auf eine Persönlichkeit, die zwar in Penig ihren Wohnort hatte und dort auch die letzte Ruhestätte fand, aber von 1944 bis zum Kriegsende die Lunzenauer Pfarrei unterstützte, möchte ich an dieser Stelle eingehen. Es war Pfarrer Müller, der in den letzten Monaten des Krieges 1944 bis 1945 den wöchentlichen Konfirmandenunterricht in Lunzenau durchführte. Er war ein älterer gemütvoller Mann mit einer klaren und einfachen Sprache, der uns in dieser schlimmen und angsterfüllten Zeit nicht nur eine ausgezeichnete Übersicht über Religionen, Religionsgeschichte und alte Kulturen gab, sondern auch eine hervorragende und in jener Zeit besonders notwendige Wertebetrachtung über gute und notwendige menschliche Eigenschaften vermittelte. Dafür wurde er auch an seinem Wohnort Penig von

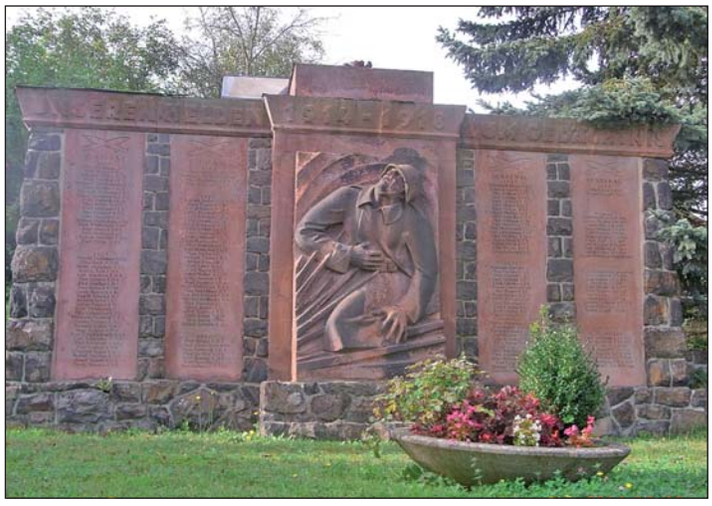
den Einwohnern sehr geschätzt und geachtet, wie ich später oft hörte. Am 4. März 1945 wurden wir in der Lunzenauer Kirche konfirmiert; nur zwei Tage zuvor war in den Mittagsstunden Penig von Flugzeugen der US-Luftstreitkräfte auf dem Rückflug bombardiert worden. Es blieben 40 Tote zurück und Pfarrer Müller war natürlich in diesen Tagen voll mit der Hilfe und seinem Zuspruch für die Trauernden belastet. In seiner Predigt zu unserer Konfirmation berichtete er den erschrockenen und ohnehin verängstigten Gemeindemitgliedern von seinen Eindrücken, aber er sprach ihnen auch gleichzeitig Mut und Zuversicht zu.

Nur einen Tag später erfolgte der Luftangriff auf Chemnitz, der die Stadt grundsätzlich veränderte und viele Tote forderte.

- In meiner Kindheit arbeiteten in Lunzenau noch drei Mühlbetriebe, die Stadtmühle, die Mittelmühle und die Kellermühle. Immer wenn ich mit dem Fahrrad zu meinen Großeltern nach Elsdorf fuhr, las ich auf einer Platte an der Außenwand der Kellermühle folgenden Vers: Bestes Korn, durch Gottes Güte und durch unserer Bauern Fleiß, daraus der Müller für euch alle feinstes Mehl zu mahlen weiß. Die Mühle wurde über mehrere Generationen von der Familie Böttger betrieben. Zu meiner Zeit war Paul Böttger der Chef, ein sehr christlich geprägter, aufrechter, aber wohl auch etwas knorriger Mann. In den Jahren des Zweiten Weltkrieges, aber noch viel mehr kurz danach, standen in seinem Hof immer viele Leute, die in dieser schweren und vom Hunger geprägten Zeit Getreideerzeugnisse erwerben wollten. Sie wurden selten enttäuscht, denn Paul Böttger überließ ihnen am Ende immer eine Portion, obwohl er dabei meist ein wenig meckerte. Er folgte aber seiner christlichen Überzeugung und weil er wusste, dass die Leute nicht aus Langeweile auf seinem Hof standen, sondern um ihre Familien satt zu machen.
- Von wirklicher Bedeutung war seit ihrer Gründung die Lunzenauer Freiwillige Feuerwehr. In meiner Kindheit brannte es relativ oft und das hatte wohl einige fundierte Ursachen. Etwa ab 1910 hatte die Gemeinde überall Anschluss an die Elektroenergieversorgung und nach und nach waren alle Haushalte mit ihr verbunden. Als Halbwüchsiger habe ich mit leisem Schauer immer die etwas verwitterten Isolierungen gesehen, die aus getränktem Leinen hergestellt waren, die abgesplitterten Bakelitsteckdosen und nicht immer kontaktsicheren Schalter, die - durchweg weit hinter der technischen Entwicklung - doch noch alle genutzt wurden. Kurzschlüsse waren häufig und die Sicherungskörper wurden danach aus Sparsamkeit oft mit einem Draht überbrückt! Häufig brannten auch Scheunen, in denen vielleicht nicht immer völlig trockenes Heu gelagert wurde. Ich kann mich jedenfalls an eine ganze Reihe von Bränden erinnern, wo die Feuerwehr eingreifen musste, um vor allem das Übergreifen des Feuers auf benachbarte Gebäude zu vermeiden. Im Winter 1940 weckte mich meine Mutter gegen Mitternacht einmal ziemlich heftig, denn sie hatte entdeckt, dass die Werkstatt der Sattlerei Zeißler lichterloh brannte. Und die war nur ca. zehn Meter vom Wohnhaus entfernt. Da konnte ich die Sachkenntnis, die Einsatzbereitschaft und die eingeübte Zusammenarbeit der Lunzenauer Feuerwehrleute beim Löschen direkt erleben, was mich wirklich beeindruckt hat. Es war ja eine Freiwillige Feuerwehr und alle Mitglieder gingen noch einem zivilen Beruf nach. Etwas später brannte in Schlaisdorf eine Scheune und ich betätigte mit weiteren Bengeln eine handbetriebene Pumpe am Teich. Dabei fasste der nach oben gehende Pumpenschwengel meine kurze Hose, hob mich ein Stück mit nach oben, dann gab die Hose nach und riss knirschend. Ich musste meine Löschhilfe einstellen, denn den folgenden Spott und das Gelächter über meine nun sichtbaren Unterhosen wollte ich nicht noch füttern!

  Immer zwischen Weihnachten und Neujahr fand ein so genannter Feuerwehrball statt, der auch genutzt wurde, um durch den Bürgermeister die Leistungen der Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr anzuerkennen und auszuzeichnen. Und das zu Recht!

Allen die diesen Beitrag lesen, werden sicher noch viele Lunzenauer einfallen, an die sie ebenso gute und beispielhafte Erinnerungen haben. Das ist auch wünschenswert, denn wir haben so viele auf diesem Friedhof in fast 200 Jahren bestattete großartige Männer und Frauen, die ein solches Gedenken verdient haben.



Sehr beeindruckend auf dem Friedhof ist auch das Ehrenmal für die gefallenen Lunzenauer Soldaten des Ersten Weltkrieges, das 1928 errichtet wurde. Mein Vater hat, wie er mir erzählte, als junger Mann an der Einweihung teilgenommen, die natürlich die Gemüter stark bewegte, besonders aber der Angehörigen der jungen Lunzenauer, die an den Fronten dieses Krieges ihr Leben lassen mussten. Die Hauptursache für den Ersten Weltkrieg war das durchweg imperiale Denken und Wollen der europäischen Länder, die am Ende des 19. Jahrhunderts danach strebten, das eigene Herrschaftsgebiet, insbesondere in Afrika und Übersee, auf Kosten der anderen auszudehnen und Kolonien und Handelsstützpunkte zu gründen. Das Ziel im Wettstreit der führenden Industriestaaten war die Bildung von großen Reichen, die Erlangung von billigen Rohstoffen für die heimische Industrie und entsprechende Absatzmärkte. In Deutschland wurde ein Prestigedenken zunehmend sehr ausgeprägt, das in den konkurrierenden Mächten, vor allem Frankreich, England und Russland nur machthungrige Rivalen sah. Das waren auch die Vorstellungen des deutschen Kaisers Wilhelm II., der 1888 mit knapp 30 Jahren schon Kaiser geworden war und diese Weltanschauung außerordentlich forcierte. Durch die von ihm besonders betriebene Ausweitung der deutschen Kriegsflotte fühlte sich vor allem England bedroht, das seine Seemachtstellung eingeengt sah. In den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Ausbruch des Krieges 1914 nahm die Vorkriegssorge ständig zu und damit auch die Erwartung, dass es angesichts der überall in Europa stattfindenden Aufrüstung zu einem kriegerischen Zusammenprall kommen würde. Dem entsprach auch die Bündnisentwicklung in dieser Zeit (Frankreich, England, Russland und auf der anderen Seite Deutschland und Österreich-Ungarn). Erinnert sei dabei an eine außenpolitisch bedeutende Rede von August Bebel im November 1911 im Reichstag, in der er die Sorge über die befürchtete weitere Entwicklung zu einem „Kladderadatsch“ ausdrückte. August Bebel gehörte 1869 zu den Gründern der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und besaß eine außerordentliche Popularität, die ihm auch den Beinamen „Arbeiterkaiser“ einbrachte. Seine Ausführungen wurden von vielen Zwischenrufen und Schmähungen der kaisertreuen Abgeordneten begleitet. Er hat die von ihm befürchtete Entwicklung nicht mehr erlebt, denn er starb im August 1913.

Nicht zu verkennen ist aber auch, dass die nationalistisch aufgeheizte Stimmung in der bürgerlichen deutschen Bevölkerung durchaus ihre Resonanz fand. Erinnert sei an dieser Stelle, dass es auch in Lunzenau „koloniale“ Namen gab, wie das Restaurant „Kiautschou“ nahe der Peniger Straße, der bei Kindern überaus beliebte Landgasthof „Kamerun“ und einige kleine Lebensmittelgeschäfte, die sich „Kolonialwarenhandlung“ nannten, weil sie wohl paar Bananen und Apfelsinen im Angebot hatten.

Aber wer will ihnen das zum Vorwurf machen, hat doch sogar der spätere Bundeskanzler Konrad Adenauer, als Oberbürgermeister

der Stadt Köln und stellvertretender Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, die koloniale Idee deutlich vertreten und 1928 in einer Rede folgenden Standpunkt kundgetan: „Das Deutsche Reich muss unbedingt den Erwerb von Kolonien anstreben. Wir müssen für unser Volk mehr Raum haben und darum Kolonien“.
Für ihn - und nicht nur für ihn - war Afrika ein „Raum ohne Volk“!
Eine andere Auffassung zu den deutschen Zielen hatte Bismarck, der 1890 wegen Nichtübereinstimmung der Ansichten von Wilhelm II. als Reichskanzler abgesetzt wurde. Damals war Bismarck zwar schon 75 Jahre alt, aber der Grund seiner Absetzung war die gegensätzliche Auffassung, die Bismarck von diesen Zielen hatte. Er lehnte jede territoriale Vergrößerung Deutschlands in Europa ab, um innereuropäische Kriege zu vermeiden. Er warb für die Unterdrückung aller expansionistischen Bestrebungen, für eine aktive Verhinderung von kriegerischen Auseinandersetzungen durch intensive Vermittlung mit anderen europäischen Ländern und lehnte auch Beteiligungen an der üblichen Kolonialpolitik ab. Das war zwar eine kluge, aber in jener Zeit nicht akzeptierte Politik. Und so kam es 1914, ausgelöst durch die Ansprüche Österreich - Ungarns auf das serbische Territorium, die Kaiser Wilhelm II. uneingeschränkt unterstützte, zur „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie der Erste Weltkrieg von namhaften Historikern bezeichnet wird. Das Ergebnis war, wie bekannt, furchtbar und allein Deutschland hatte ca. 1,8 Millionen Gefallene und 4,2 Millionen Verwundete, darunter 2400 Kriegsblinde, 65000 Kriegsversehrte, die ein Bein oder einen Arm verloren hatten sowie auch 320000 Soldaten mit bleibenden, schwersten körperlichen und seelischen Verletzungen. Weiter hatte Deutschland knapp 800000 tote Zivilisten, die vorwiegend an Hunger und Unterernährung starben, darunter vor allem Kinder, Kleinkinder und Säuglinge. Wofür das alles?
Noch viel größer waren die Verluste im Zweiten Weltkrieg, da mussten allein ca. 3,25 Millionen deutsche Soldaten ihr Leben lassen und auch ca. 3,64 Millionen deutsche Zivilisten.
Wenn man nachdenkt, wie viele Männer, Frauen und Kinder noch in den an den beiden Kriegen beteiligten Ländern ihr Leben lassen mussten, dann ist auch zu begreifen, warum der Erste Weltkrieg als die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ zutreffend bezeichnet wird!

Lunzenau verlor im Ersten Weltkrieg 163 junge Männer, die als Soldaten an den verschiedenen Fronten ihr Leben sinnlos lassen mussten. Ihnen gelten unser Respekt und die jährliche offizielle Erinnerung an ihr Sterben am Volkstrauertag, jeweils zwei Sonntage vor dem ersten Advent.
Ihnen zu Ehren wurde ab 1925 mit der Planung und Organisation des Ehrenmals begonnen, und vor allem mit Spendenbeiträgen finanziert. Mit zahlreichen Sammlungen von Haus zu Haus, Büchsensammlungen und Spenden von Firmen und Vereinen, konnte am Ende das ganze Ehrenmal wohl ohne öffentliche Gelder finanziert werden. Den Entwurf des schönen und schlichten Denkmals schuf der Bildhauer Georg Haase aus Altenburg, die Realisierung übernahm im Wesentlichen die Lunzenauer Baufirma Paul Seidel.

Die Einweihung erfolgte am 24.Oktober 1928. Vor ca. zehn Jahren wurde es dank eines anonymen Spenders überholt und instand gesetzt.
Die Inschrift am Kopf des Denkmals lautet *„Unseren Helden 1914 - 1918 zum Gedenken“.*
Treffender müsste aber da stehen *„Den 1914 -1918 sinnlos Geopferten zum Gedenken“.*
Es waren ja immer junge Männer, die das Leben noch vor sich hatten, deren Lebensleistung noch lange nicht abgeschlossen war; auch Familienväter, deren Frauen und Kinder allein blieben. Sie wurden von unfähigen Staatsmännern, Politikern und Heerführern in den Tod geschickt. Das wohl auch noch ohne irgendwelche Bedenken!
Noch viel größer war ja diese Gefahr im Zweiten Weltkrieg, in dem nachgewiesen 197 junge Lunzenauer zum Opfer wurden. Aber es könnten auch noch mehr gewesen sein.

Wenn wir am Friedhof vorbeigehen oder ihn besuchen, sollten wir uns der vielfältigen Lebensleistungen der hier seit vielen Jahren Bestatteten und den in den beiden Kriegen gefallenen Einwohnern mit Respekt und stiller Verneigung erinnern und schweigend ausdrücken: DANKE.

Den verdienten Ortschronisten Otto Lorenz und Karin Mehner herzlichsten Dank für die erhaltenen Informationen und Hinweise.
März 2013

Kennst Du im schönen Muldental
das Dörfchen dort am Bergeshang?
Umschattet rings von grünen Höh'n
liegt's in den Bergen wunderschön!
Ich sing' es laut mit heller Stimm'
mich zieht's zum Heimatdörfchen Rochsburg hin!

Und tret' ich ein ins Waldesgrün
und steige auf die Berge hin,
lass schweifen meinen Blick an Hang und ins Tal,
wie wird's mir da mit einem Mal.
Wenn rings der Wald mich sanft umwiegt,
und um mich rum das Dörfchen liegt,
dann ruf ich freudig und immerfort,
wie schön liegst Du, mein Heimatort!

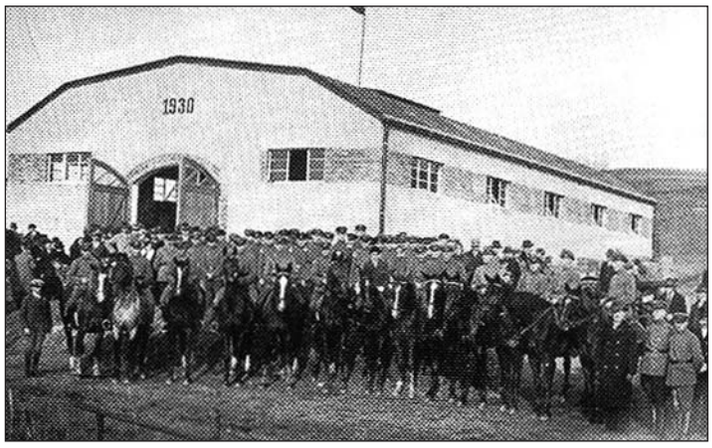
Und wenn ich scheiden muss von hier,
wie weh wird's dann um's Herze mir.
Die Fremde lockt mit schönem Ziel,
zurück bleibt Elternhaus und Kindheitsspiel.
Ein letzter Blick auf Burg und Höhen,
Rochsburg Lebwohl, auf Wiedersehen!

Ingeborg und Rudi Bilz

Mein Onkel

Manfred Schuricht-Enkel vom Strumpffabrikant Lindemuth erinnert sich:

Ein Nachruf auf meinen Onkel Erhard. Eine Geschichte, nicht ganz stuben- und jugendfrei.
Ein Jugendstreich fällt mir noch ein, der mit der Anlass war, dass ich mit 10 Jahren mitten im Schuljahr an der Oberschule Rochlitz ins Internat gesteckt wurde. Und das kam so:
Meine Mutter hatte eine Schwester Toni. Diese war mit Erhard Kupfer verheiratet. Sie waren also meine Tante Toni und Onkel Erhard. Onkel Erhard kam aus dem 1. Weltkrieg als Major zurück. Er hatte den Krieg beim Armee-Stab gut und unverletzt überstanden. Verschiedene Orden und EK I schmückten seine Heldenbrust nach dem Motto: „Vorne fällt der Kugelregen - hinten fällt der Ordenssegen."
Mein Vater als Frontoffizier, enthielt sich stets eines Kommentars, wenn diesbezüglich von Onkel Erhard die Rede war. Eine abwertende Handbewegung genügte, den Rest konnten wir uns denken. Kurz und gut, mein Onkel ließ sich auch in Zivil gern mit „Herr Major" anreden. Er war ein guter Reiter mit eigenen drei Reitpferden nebst Stallburschen und eigener Reithalle. Er gründete einen „Ländlichen Reitverein", der bald aktiv und recht erfolgreich war.
Aus meiner Kinderzeit erinnere ich mich noch, dass mein Vater manchmal zu meiner Mutter sagte: „Mach bitte mal das Schlafzimmerfenster zu, Kupfer lüftet seine Socken unten auf dem Fensterbrett und den Qualm riecht man bis zu uns hoch!" Wir wohnten damals im selben Haus im 1. Stock. Meine Mutter sagte stets entschuldigend: „Es ist doch kein Wunder, wenn er immer nur Reitstiefel trägt! Davon hat er diese Schweißfüße! Mir tut meine Schwester leid, wenn sie das klaglos ertragen muss."
1933, als Hitler an die Macht kam, überrasche uns Onkel Erhard eines Tages in der Uniform eines SS-Obersturmführers. Und sein „Ländlicher Reitverein" wurde ein SS-Reitersturm.
Für die SS war eine Mindestgröße von 175 cm vorgeschrieben. Der liebe Herrgott beendete mein Wachstum bei 165 cm, denn sonst wäre ich im jugendlichen Leichtsinn auch ein SS-Reiter geworden. Etwas Spott musste ich mir aber bieten lassen, wie z.B. „Zwerg bleibt Zwerg und steht er auf dem höchsten Berg!". Auch das Wort „Schrumpfgermane" musste ich manchmal hören, wenn mich die langen Kerle von der Reiter-SS bemerkten.
Unsere Hausgehilfin, ein gut gewachsenes, sehr hübsches Mädchen und das Traumbild meiner Fantasie, sagte eines Tages zu mir." Hast du schon Kupfer in seiner neuen, affigen SS-Uniform gesehen? Er ritt heute nach Lunzenau, damit ihn alle bewundern. Das denkt er sich so, aber in Wirklichkeit wird ihn mancher eher verachten." Ich war damals 10 Jahre alt und von einer solchen Ausdrucksweise natürlich begeistert. Wir ahnten doch noch nicht, welche Macht so ein SS-Offizier in Zukunft hat.
Nun waren auch immer mal bei Kupfers hohe Offiziere zu Gast und fraßen sich dort durch, wie man so sagt. Ich hatte zu solchen Respektspersonen immer schon ein etwas gespanntes Verhältnis, sei es nun zu meinen Eltern oder zu anderen Familienangehörigen. Es folgen dann die Lehrer und später die Vorgesetzten beim Militär, im Zivilberuf und der Musikschule. Vor allem war mir jede Form von Geltungsbedürfnis verhasst - und gerade das grenzenlose Geltungsbedürfnis war bei meinem Onkel Kupfer besonders stark ausgeprägt.
Gern hatten militärische ‚Vorgesetzte eine bestimmt Pose und Haltung, um irgendwie besonders wichtig dazustehen, nämlich etwas breitbeinig, die rechte Hand in der Hüfte oder besser noch über der Brust die rechte Hand in die Uniformjacke gesteckt. Also, wie ein kleiner Napoleon!
Ich hatte einen für meine Größe passenden kleinen Spazierstock, der mit Plaketten verziert war, wie z.B. „Gruß vom Fichtelberg" oder „Gruß aus dem Spreewald" und ähnliches. Damit spazierte ich ab und zu durch unseren großen parkartigen Garten, so wie ich es schon bei meinem Vater gesehen hatte. Auf dem Kiesweg stand Obersturmführer Kupfer in SS-Uniform und unterhielt sich mit zwei hohen Wehrmachtsoffizieren. Natürlich stand er wieder breitbeinig da und ich bemerkte, wie sich der Wildlederbesatz der straff sitzenden Reithose zwischen den Beinen wölbte. Und wieder dachte ich



Die Reithalle an der Straße Lunzenau/Oberhohenkirchen und Mitglieder der Stahlhelm-Reitabteilung. Die Reitabteilung wurde am 21.7.1927 im „Weißen Roß" in Lunzenau gegründet. Nach 1945 wurde die Reithalle abgerissen. Fotografie um 1930

daran, was mir das tizianrote Mädchen gesagt hatte. Jetzt gewann der Teufel in mir die Oberhand und hatte mich fest im Griff. Der liebe Herrgott schaute mal kurz weg. Ich nahm mein Stöckchen und schlug ihn von hinten kommend, von unten nach oben ein wenig zu derb, dorthin, wo Männer so empfindlich sind und stach noch etwas nach. Das hatte einen kleinen Schmerzenslaut zur Folge und einen Griff an die schmerzende Stelle. Der eine Offizier sagte: „Haben Sie Probleme Herr Kollege?" Sicher war der Gedanke gar nicht so abwegig, den Herrn Major könnte eine Filzlaus gezwickt haben. Der andere Offizier meinte: „Das ist ja ein vielversprechendes Früchtchen, dem Herrn Oberstaatsanwalt sein Lauser!" Ich flüchtete natürlich sofort und hörte noch die Worte unglaublich und unerhört. Meine Mutter riet mir, mich längere Zeit nicht blicken zu lassen. hatte doch SS-Obersturmführer Kupfer zu ihr schon von Heimerziehung gesprochen.
Meine Mutter war sehr sportlich, ritt fast täglich mit ihrem Schwager aus und verehrte ihn sehr, ich würde sagen, zu sehr. So einigte man sich, mich aus verschiedenen Gründen ins Internat zu stecken. „Das Maß sei voll" wurde mir gesagt. Im Internat sollten mir die „Hammelbeine langgezogen werden" und auch „Schliff" beigebracht werden, wie sich mein Onkel Kupfer ausdrückte. Im Internat kümmerte sich niemand besonders um uns und ich verhielt mich unscheinbar, war nett und lieb, um nicht aufzufallen. Auf Dauer glückte das natürlich nicht immer, denn unter den Internatsschülern waren genug pfiffige Burschen, bei denen zu Hause auch „das Maß voll" gewesen war.
Kupfer, der immer besonders schlau sein wollte, hatte, wie man so sagt, aufs falsche Pferd gesetzt. Die Russen hatten vor dem SS-Obersturmführer keinen Respekt. Sie verhafteten ihn und ich sehe ihn noch heute vor mir, wie sie um ihn herumstanden, er war einen Kopf größer als alle anderen. Sie rissen ihm sein EK I und die Spange dazu ab und traten darauf. Die Spange zum EK I hatte er im 2. Weltkrieg in Frankreich beim Armee-Stab wieder bekommen. In der Badewanne pfiff und sang er gern nach der Melodie eines französischen Musette-Walzers den Text, den die Landser erdacht hatten: „hab mir in Frankreich die Pfeife verbrannt - alles fürs Vaterland!"
Nun steckten ihn die Russen in ein Vernichtungslager (Lieberose) und ließen ihn dort mit tausenden deutschen Offizieren verhungern.
Mich ließen die Russen und die Kommunisten unbehelligt. Ich spielte auf dem Akkordeon oft für die Russen „Rosamunde, Kalinka, Suliko, Marianka" und sie freuten sich darüber. Mein Schutzengel und der Herrgott hatten für meine Zukunft viel weiter gedacht als ich. Vor allem hat sich immer bewährt, dass ich Geltungsbedürfnis absolut ablehnte und niemals andere Menschen verächtlich behandelte. Wer das macht, wird das eines Tages bitter bereuen!

Wie ein Dreizehnjähriger den Beginn des Zweiten Weltkriegs erlebte

Gerhard Sittner

In den letzten Augusttagen des Jahres 1939 spitzte sich die politische Lage zu. Die Erwachsenen sprachen mit ernsten Gesichtern darüber, ob es Krieg geben werde. Von der Begeisterung des Jahres 1914 war nichts zu spüren. Manche von uns Kindern erfuhren, wie das Geschehen in ihre Familien eingriff. Ende August wurden die Väter einiger Klassenkameraden bereits eingezogen. Mich bedrückten zudem noch persönliche Probleme. Im Werkunterricht des laufenden Schuljahres stand der Bau verschiedener Typen von Segelflugzeugen auf dem Stundenplan. Ich erinnere mich noch an die Namen „Winkler Baby“ und „Winkler Junior“. Werkunterricht nahm auf meiner persönlichen Wertskala der Fächer die letzte Stelle ein. Ich erfüllte nur zu gern die Wünsche der Klassenkameraden, wenn sie mich baten: „Übernimm doch heute für mich die Werkzeugausgabe.“ Das geschah oft, ohne dass der Lehrer es merkte, da er viel zu sehr damit beschäftigt war, 20 Jungen beim Bau der Segelflugzeuge anzuleiten und ihnen individuell Ratschläge zu geben. Ich geriet mit der Arbeit an meinem Modellflugzeug immer mehr in Verzug.

Und dann kam der 31. August - ein Donnerstag. Unser Werkunterrichtlehrer lobte die Fleißigen, deren fertige Modelle er mit Wohlwollen betrachtete. Für die „Hänger“ hatte er eine furchtbare Drohung: „Nächste Woche werden wir einen Modellflugwettbewerb durchführen. Wer sein Modell bis dahin nicht fertig hat, bekommt eine Strafstunde.“ Ich muss hier einige Bemerkungen zu „Strafstunde“ einfügen. Das war kein gewöhnliches Nachsitzen wie wegen vergessener Hausaufgaben oder wegen einer Rangelei zwischen Schülern. Strafstunde bedeutete: Die Eltern bekamen eine schriftliche Mitteilung über den Grund der Strafstunde, und die Strafstunde wurde im Schülerbogen eingetragen, der einen ein Schülerleben lang begleitete.

Mir wurde der Ernst meiner Lage bewusst. Selbst bei noch so großem Arbeitseifer konnte ich den Rückstand in einer Woche nicht aufholen. In meiner Angst durchzuckte mich ein Gedanke: „Wenn nun ...“ Mit diesem Gedanken schlief ich ein.

Am Morgen des 1. Septembers weckte mich meine Mutter und sagte mir, dass der Krieg ausgebrochen sei. Sie gratulierte mir zu meinem 13. Geburtstag und fügte hinzu: „Na du musst mal nicht in den Krieg.“ Ich holte mein Fahrrad aus dem Schuppen und machte mich auf den Weg in die Schule nach Penig. Unterwegs rief mir eine Bekannte aus dem offenen Fenster zu: „Gerhard, fährst du in die Schule?“ Ich bejahte die Frage. „Das brauchst du nicht. Im Radio ist gerade gekommen, dass der Unterricht ausfällt.“ Ich machte kehrt und fuhr wieder nach Hause. Wenn ich mich recht erinnere, waren zwei Wochen schulfrei. Als der Unterricht wieder begann, war unser Werkunterrichtlehrer bereits eingezogen worden.

Übrigens: Mit ihrer Vorhersage lag meine Mutter gründlich daneben. Am 12. März 1945 hatte mich der Krieg auf der Straße von Neustadt nach Gotenhafen in Gestalt eines Granatsplitters endgültig eingeholt.

„Mutterlob“

Wolfgang Bönitz

Als Schüler hatte ich zwar schon immer großen Respekt vor den Frauen und Müttern in der Familie und der Nachbarschaft, aber welche Leistungen von ihnen generell in der schwierigen Zeit des Krieges und auch noch danach für Bombenopfer, Evakuierte, KLV-Schüler, Flüchtlinge und auch zur Unterstützung der sehr jungen russischen Zwangsarbeiter erbracht werden mussten, ist mir erst viel später deutlich und so richtig bewusst geworden.

Immer wenn ich nach mehr als 50 Jahren Vorgänge in meiner Heimat aus dieser Zeit im Rückblick schilderte, in die die Frauen und Mütter einbezogen waren, wurde ich sehr nachdenklich und habe mich innerlich mit großer Anerkennung verneigt.

Deshalb finden sich auch in vielen Beiträgen meine Empfindungen wieder und ich habe einige der betreffenden Stellen daraus im Folgenden zusammengefasst, um diese Leistungen und diese opferbereite und herzliche Menschlichkeit erinnernd deutlich zu machen.

„...Die Lunzenauer Einwohner halfen wo sie konnten und viele der zeitweiligen Gäste haben sich später sehr herzlich bedankt. Besonders Kinder, die von ihren Eltern in Lunzenau bei Verwandten, Bekannten oder auch nur Gasteltern untergebracht waren, erinnern sich bis heute an die liebevolle, elterliche Aufnahme. Von einer Frau, die als kleines Hamburger Mädchen, noch ein Vorschulkind, nach den furchtbaren Luftangriffen auf Hamburg im Juli 1943 in Lunzenau in einer Familie Aufnahme fand, hörte ich nach mehr als 50 Jahren einen regelrecht begeisterten und immer noch tief berührten Bericht, wie gut und herzlich sie als „Kind und Schwester“ eingegliedert wurde und wie wohl sie sich fühlte. Ich konnte ihr den Kontakt zu ihrer damaligen „Schwester“ wieder vermitteln.

Auch der Kieler Schüler Uwe Stein schreibt in seinen Erinnerungen an die Zeit von 1943 - 1944 im KLV -Lager in Lunzenau:

„...Während der Zeit der Trennung unseres Landes habe ich oft an die Lunzenauer gedacht, welche Opfer sie, ohne Entgelt, damals für uns gebracht haben...“

Es waren ja vor allem Frauen und Mütter, die die familiäre Betreuung dieser Schüler im KLV-Lager, die anfallende Wäsche, die herzliche Gesprächsbereitschaft, viele notwendige Unterstützungen und auch den steten Zuspruch bei seelischem Kummer zu leisten hatten.

Kurz vor Kriegsende war sogar noch eine Gruppe von 11-12 jährigen, sogenannten „volksdeutschen“ Jungen, die in Polen aufgewachsen waren und vorwiegend polnisch sprachen, in der Schule in Lunzenau untergebracht. Ob sie willkürlich von ihren Eltern getrennt worden waren, um sie dem „Deutschtum“ zu erschließen, ist heute nicht mehr feststellbar. Aber besonders sie brauchten und suchten natürlich auch einen familiären Halt sehr intensiv und fanden ihn durchweg in den betreuenden Lunzenauer Familien...“

„...Es waren vor allem die Frauen und Mütter, die diese Hilfsbereitschaft aufzubringen hatten. Was hatten die Frauen in diesen Tagen nicht alles zu bewältigen und - man sah es ihnen an! Alte, ausgedehnte Strickjacken, verwaschene Schürzen, faltige, dunkle Strümpfe, zippelige Kleider und Röcke, ausgetretene Schuhe und wenig gepflegtes, einfach frisiertes Haar, das häufig mit einem Kopftuch bedeckt wurde. Die Hautfarbe war fahl von der täglichen Angst um die Männer, die Söhne und andere Familienangehörige im Krieg, der Sorge, wie man die Familie am nächsten Tag noch satt bringt, wie das Holz und die Braunkohle für eine einigermaßen warme Stube herangeschafft würde, wie der Kleingarten bestellt werden könne, um paar Tomaten, Kohlrabi, Äpfel und Stachelbeeren zu ernten.

Wenn sie nachts dann erschöpft im Bett lagen, ging die Sirene und jagte alle wieder hoch.

Und dennoch diese wunderbare, ständige Hilfsbereitschaft - ohne viele Worte - gegenüber denen, die dieser Hilfe so sehr in diesen schlimmen Zeiten bedurften.

Das darf nicht vergessen werden! ...“

„...Es war auch die Zeit, da viele junge Männer, begleitet von ihren besorgten und angsterfüllten Müttern, Frauen und Freundinnen

über die Brücke zum Bahnhof Cossen zogen, um den Wehrdienst an irgendeinem Frontabschnitt anzutreten oder als sechzehnjähriger Luftwaffenhelfer bei einer Fliegerabwehrkompanie. Wie viel fröhlicher waren sie, wenn sie einmal zu einem Urlaub den Weg von den Heimatbahnhöfen nach Hause antreten konnten, aber das war ja stets nur eine kurze Zeit der Freude, dann mussten sie wieder hinaus und ich habe die Abschiedsszenen noch vor meinen Augen, die sich auf dem Bahnhof Cossen abspielten. Für viele der jungen Männer war der Gang über die Brücke ohne Wiederkehr. Für sie blieb nur noch die schwarz umrandete Anzeige in den lokalen Zeitungen.
Dabei war es schon eine Wiederholung, ebenso hatte sich das bereits im Ersten Weltkrieg 1914-1918 zugetragen. Da mussten ihre Väter und deren Brüder als junge Männer den gleichen Weg aus der Stadt hinaus ziehen, um in Flandern, an der Somme oder an der russischen Front ihr Leben sinnlos zu riskieren und auch zu verlieren.
Der Gedenkstein auf dem Lunzenauer Friedhof erinnert daran..."

„ ...Welch große Leistung für uns haben in dieser Zeit unsere Mütter erbracht, diese Frauen einer Generation, die im ersten Weltkrieg die Sorge um den Vater und vielleicht den Bruder hatten und im zweiten Weltkrieg um den Mann und vielleicht schon um den Sohn. Mit riesiger praktischer Energie brachten sie in den Kriegs - und Nachkriegsjahren die Familien durch und sie behielten das Zepter auch noch in der Hand, als die Männer wieder aus Krieg und Gefangenschaft zurückkehrten.
Sie hatten den Hauptteil der zu lösenden Probleme zu tragen.
Denn trotz zunehmenden Abstandes von den Kriegstagen war alles immer noch sehr schwierig. Man hatte am Morgen eine Stullenbüchse in der Tasche mit einem undefinierbaren Brotaufstrich, die Kantinen boten dünne Suppen, Haferflockenbrei und andere vegetarische Genüsse. Die Kleidung war dünn, zum Teil schon gewendet worden; Handschuhe, dicke Socken und festes Schuhwerk - alles wurde ein Problem, das irgendwie gelöst werden musste.
Es waren vor allem die Mütter, die den Kindern Bescheidenheit, Fleiß, Ehrlichkeit, moralische Grundsätze und Mitdenken lehrten, das Mitdenken nämlich, was man machen müsse, um aus dem Jammer wieder herauszukommen.
Und sie lehrten uns diese Tugenden, indem sie sie vorlebten.
Alle diese Einflüsse wirkten auf uns und formten uns.
Es bildete sich eine Art ethisches und moralisches Geländer um uns herum.
Man konnte mal dagegen räsonieren, man konnte dagegen treten, man konnte darauf herum klettern - aber es blieb da.
Wie gut, dass es da war und auch da blieb, das ganze Leben lang..."

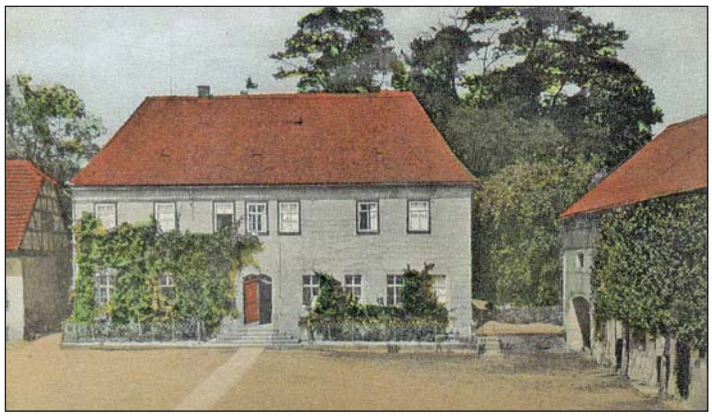
Kamerun heute immer noch ein Begriff

Altbekannter Ortsteilname auf ehemalige deutsche Kolonie in Äquatorialafrika zurückzuführen

Noch heute ist der Begriff Kamerun fest in den Köpfen der Menschen verankert, dabei handelt es sich um den Lunzenauer Ortsteil Kleinschlaisdorf. Würde man allerdings Bürger nach dem Weg fragen, sie wüssten eher, wo Kamerun ist. Zurück zu führen ist dieses Kuriosum auf die ehemaligen deutschen Kolonien in Äquatorialafrika.
So gab es in Lunzenau zwei Bürger, die als Soldaten Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts ihren Dienst in Kamerun taten und nach ihrer Rückkehr in die Heimat neben einer Pension außerhalb eine Schankerlaubnis bekamen. Beide eröffneten eine Gaststätte. Einer von ihnen, ein gewisser Quellmalz, setzte sich in Schlaisdorf fest und nannte seine Gaststätte Kamerun, gestaltete sie unter anderem mit einem großen Wandbild. In den Köpfen der Gäste setzte sich das „exotische" Kamerun derart fest, dass aus Kleinschlaisdorf das Dorf Kamerun wurde. Die Gaststätte existierte bis ungefähr in die 70-er Jahre. Das Dorf an sich wurde in der DDR von den Ställen und den damit verbundenen Arbeitsplätzen geprägt.
Wenngleich kein Ortseingangsschild mehr auf Schlaisdorf hinweist und auch auf dem Biesig nur noch ein Straßenschild die Richtung zu Kleinschlaisdorf zeigt, pflegen die dort wohnenden Bürger noch den Gebrauch der Orts- und Flurnamen. Auch der volkstümliche Begriff „Kamerun" für Kleinschlaisdorf, dessen Herkunft man an einem der nach ihm benannnten Windräder nachlesen kann, ist allgegenwärtig.
Nicht viel ist mehr von damals übrig geblieben. Doch der Name Kamerun hat sich erhalten. Selbst in Telefonbüchern ist er zu finden.

Gaststätte Kamerun

Ausflugsort Kamerun



Herrenhaus Rittergut Schlaisdorf

Vom „Brausetal“ zum „Brauseloch“

Elisabeth Modaleck - Chemnitz/Glösa

Ja, wo taucht das Wort „Brauselochbach“ zum ersten Mal auf? Für mich war es in der „Freien Presse“ vom 25. Mai 2012 unter Umland Chemnitz.
Wer das ursprüngliche „Brauseloch“ gekannt hat, muss schon wie ich um die 90 Jahre alt und ein guter Wanderer gewesen sein. Mein Vorteil ist, dass ich aus Rochsburg stamme.
Da ich mich nicht verzetteln wollte, schaute ich in alte Landkarten und bin auch fündig geworden. Zuerst habe ich den „Burgstädter Stadtplan“ von 1936 aufgeschlagen. Der Ursprung des „Brauseloches“ dürfte im Quellgebiet Hartmannsdorf/Herrenhaide liegen, denn schon in Göppersdorf führte er seinen soeben genannten Namen. So gab, und es gibt ihn auch noch heute „den Brauselochweg“ und für die Kinder der anliegenden Schulen war es einfach „de Bach“.
Im „Burgstädter Stadtplan“ von 1990 erscheint für mich zum ersten Male das Wort „Brauselochbachweg“ und dieses Wort hat mich auf die Idee gebracht, meine Erinnerungen über das längste und wohl interessanteste Seitental der Zwickauer Mulde zwischen Wolkenburg und Lunzenau kundzutun.
Das „Brauseloch“ in seiner ursprünglichen Art existiert nicht mehr. Mit dem Bau der 1927 errichteten Kläranlage von Hartmannsdorf entlang des „Brausebaches“ bis in die Mündung der Zwickauer Mulde ging ein großer Teil dieser Schluchtstrecke verloren. Die Zeit eilt vorwärts und wir alle müssen mit. Der Bau der sogenannten „Mannsbach-Schleuse“ (nach Amtshauptmann Freiherr von Mannsbach aus Rochlitz) brachte und bringt den Burgstädter Einwohnern nur Vorteile, und das bis heute.
Wenn wir nach Rochsburg über den Eichberg liefen, wurde oft der Umweg zum „Hurrach-Felsen“ in Kauf genommen. Damals hatte dort der Burgstädter Erzgebirgsverein auf diesem eine Bank, welche im Fels fest verankert war, aufgestellt.
Die Sage berichtet, dass dort ein Liebenspaar namens Ottmar und Thekla sich umarmten und durch ein Unwetter beinah ums Leben gekommen wären. Wie es schon damals oft war, die Familien waren verfeindet, doch durch die Liebe der Kinder kam es wieder zu Friede und Einigkeit.
Von der Quelle bis zur Mündung in die Zwickauer Mulde ist der Bach ca. 11 km lang, der Höhenunterschied beträgt etwa 170 m. Wen wundert es, dass der Bach, gestärkt durch kleine Wasserzuläufe, immer munterer und heftiger wurde, Steine umgurgelte, über sie hinwegsprang und dabei blitzblank polierte. An ruhigen Stellen kamen Moose und Farne zum Wachsen, es werden sicherlich auch seltene Pflanzen dabei gewesen sein. So bringt uns dieses, eigentlich ein Hochgebirgstal, bis hin zum „Brauseloch“.
Der „Brausebach“ hatte aber auch Gutes in seinem „Bett“. Färbereien, welche für ihre Fabrikation reichlich Wasser brauchten, Handwerksbetriebe und sonstige Gewerke zapften den Bach an, brachten Arbeit und damit einen bescheidenen Wohlstand in die anliegenden Gemeinden.
In vergangener Zeit profitierten vor allem die Mühlen, welche sich das „Brausewasser“ zu Nutze machten, vom Bach.
Einige Mühlen, teils verfallen oder als Wohnhaus umgebaut, waren mir sehr bekannt. Eine, um 1550 erbaute Mühle übernahm 1906 Franz Enghardt. Sie besteht noch heute und wird von 2 hübschen Müllerinnen, Mutter und Tochter, natürlich mit den modernsten Maschinen ausgerüstet, mit viel Fleiß und Liebe betrieben.
An die Hochwasser 1954, 2002 und 2006 kann ich mich noch gut erinnern. Nicht nur einmal schickten wir die Kinder oder liefen selbst zum Bach, um zu sehen, wie hoch und wild der Bach sein Unwesen trieb. Im Bereich der Gaststätte „Goldener Löwe“ breitete er sich aus und verursachte immer wieder erhebliche Schäden.
Bis zum Bau der Kanalisation war das „Brausetal“ eine Besonderheit unserer Mittelgebirgslandschaft. Es gleicht einer Klamm des Hochgebirges, es besteht aus Granulit und granitischen Einlagerungen. Immer wieder musste damals das wilde Gewässer über

Stege und kleine Brückchen überquert werden, die Romantik dieses Wildwassers war nicht ungefährlich.
Kurz vor dem Einfluss in die Mulde ist heute noch eine Holzbrücke, wo sich der Weg teilt. Links geht man flussaufwärts nach Rochsburg und rechts Richtung Lunzenau. Das heutige „Brauseloch“ ist nur wenige Meter lang; aber das Wasser ergießt sich noch immer schäumend und stürmisch in die Mulde.
Wenige Schritte rechts von der bescheidenen Holzbrücke fließt ein Bächlein der Mulde zu. Meine Schwester und ich liefen einmal im Frühjahr dort bergan und waren vollkommen überrascht, als wir vor einer Wiese voller Schlüsselblumen standen.
Wir aber wollen noch zur „Amtsmannskluft“ laufen, die dortige Felswand gibt eine besonders schöne und interessante Aussicht preis. Unter uns liegt die „Bärenwiese“ und der Weg führt weiter ins „Bärenholz“. Die Rochsburg besaß einen Bärenzwinger, also stapften hier im Muldental einstens auch sicher Braunbären durch den Wald.
Vom Felsvorsprung konnte man einen Blick auf das 300 m lange Eisenbahntunnel der Muldentalbahn zwischen Rochsburg und Lunzenau werfen. Mein Großvater war im Rochsburger Bahnhof als Weichenwärter tätig und so bin ich als kleines Mädchen mit ihm einmal direkt durch den Tunnel gelaufen, für mich war das ein unvergessliches Erlebnis.

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

in der Beilage zum „Lunzenauer Heimatblatt“ 2013 konnten Sie „Erinnerungen zur Entwicklung der Landwirtschaft in der Stadt Lunzenau und den umliegenden Dörfern von 1946 bis 1996“ lesen.

Wir versprachen, diese Entwicklung im „Lunzenauer Heimatblatt“ 2014 fortzusetzen. Der Autor, Herr Rainer Hoffmann aus Lunzenau, hat diesen, noch fehlenden, recht umfangreichen Komplex fortgeschrieben. Leider ist es uns aus finanziellen Gründen nicht möglich, diese Gedanken im Heimatblatt abzudrucken. Sie können aber Herrn Hoffmanns Niederschrift im Ortsarchiv einsehen bzw. Herr Hoffmann stellt Ihnen gern eine CD zur Verfügung.

Das Redaktionskollegium des „Lunzenauer Heimatblattes“

Eine Klassenfahrt

Werner Nitzsche

Wenn ein Schuljahr zu Ende war, ging die Klasse, welcher ich angehörte auf Klassenfahrt. Es war immer eine schöne und unbeschwerte Zeit an die ich gern zurück denke. Gut erinnern kann ich mich noch an die eine Woche in der Jugendherberge in Thalheim/Erzgebirge. Von der Lehrerschaft waren Frau Willer und Herr Auer als Aufsicht präsent. Auch die Fahrt nach Rudolstadt mit Herrn Ludwig ist mir noch gut in Erinnerung. Unser Quartier war in der Schule unterhalb der Heidecksburg. Es wurde viel Interessantes unternommen. Ob es das Freilichtmuseum oder die alten Bauernhäuser an der Saale waren. Auch die Fahrt nach Kahla zur Leuchtenburg oder in das Schwarzatal. Thüringen war diese Reise wert. Aber ich möchte hier von unserer letzten Klassenfahrt berichten, bevor wir Schüler, Mädchen wie Jungen der Schule ade gesagt haben. Es war die Ausfahrt nach Grünheide bei Berlin. Das Jahr 1953 hatte in Berlin seine Spuren hinterlassen, welche wir bei unseren Exkursionen in die Hauptstadt sehen konnten. Aber ich will der Reihe nach berichten. Es war unser letztes Schuljahr und die Fahrt nach Grünheide eine besondere. Als ehemaliger Lehrer war Herr Gehring und für die Mädchen Frau Krügel mit von der Partie. Nach einer endlosen Bahnfahrt nach Berlin, mit der S-Bahn bis Erkner und letztendlich mit dem Schiff über Fluss und See sind wir irgendwie in Grünheide gelandet. Untergebracht in der alten Dorfschule haben wir uns dann häuslich eingerichtet. Es war ein schöner Sommer und die Badestelle am Werlsee war nicht weit. Es wurde einmal ein inoffizielles Wettschwimmen über den See und

Zu Besuch im Park von Sanssouci

Im Strandbad am Müggelsee

zurück unternommen, welches auch fast Ulrike K. gewonnen hätte. Es hat großen Eindruck hinterlassen, wie die Kleine schwimmen konnte. Aber auch so wurden die Mädchen schon von uns verehrt. Sei es durch Schuhe putzen oder andere kleine Liebesdienste. Jochen B. wird sich bestimmt noch gut daran erinnern können. Ja, es war eine unbeschwerte Zeit, baden, Karten spielen und mit dem Boot die Seen erkunden. Aber auch die Ausflüge nach Berlin und Potsdam sind unvergesslich geblieben. Von Grünheide aus ging es durch den Wald zu der neuen Schule, wo wir unsere warmen Mahlzeiten eingenommen haben. Von da aus dann zur Bahnstation Fangschleuse zur Bahn nach Erkner. Gut erinnere ich mich an den Besuch der „Werner-Seelenbinder-Sporthalle“, an Exkursionen in die Stadt und natürlich an die lange S-Bahnfahrt nach Potsdam zum Park Sanssouci. An eine geteilte Stadt Berlin war ja damals überhaupt nicht zu denken. Und so fuhren wir über den Bahnhof Friedrichstraße durch den gesamten Westteil bis nach Potsdam und am Ende auch wieder so zurück. Es hatte schon Eindrücke hinterlassen, was wir damals 1955 mit unserer letzten Klassenfahrt erlebt haben. Heute, wir sind alt geworden, erinnert man sich gern an diese Tage zurück. Ich muss aber auch hinzufügen: Berlin ist jetzt nicht mehr geteilt. Berlin ist unsere Hauptstadt geblieben und nach einem Besuch in dieser Stadt musste ich feststellen, Berlin ist eine schöne Stadt geworden und wird es auch hoffentlich weiterhin bleiben.

Bis zum nächsten Mal und in alter Frische.

Anzeigen

Anzeigen

Vereine stellen sich vor:

Feuerwehrverein Elsdorf e.V.

Im Jahre 2007 beging die Freiwillige Feuerwehr Elsdorf ihr 130 jähriges Bestehen. Um diesen Anlass würdevoll zu feiern, wurde schon im Dezember 2006 ein Planungskomitee aus 8 wackeren Feuerwehrfrauen und -männern gebildet.
Um die Resonanz der Elsdorfer Einwohner auf Veranstaltungen der Feuerwehr zu testen, wurde spontan ein öffentliches Tannenbaumverbrennen im Januar 2007 organisiert. Und siehe da - es wurde ein Riesenerfolg!
Davon und vom positiven Feedback unserer Elsdorfer beflügelt machte unter uns der Gedanke einer Vereinsgründung die Runde. Nach einem zweiten „Test-Fest“, dem Frühlingsfeuer am 14.04.2007, welches wieder voll begeistert aufgenommen wurde, verfestigte sich diese Idee immer mehr in unseren Köpfen. Auch unser zweitägiges Fest zum 130jährigen Bestehen war sensationell.
Somit war bei uns die Gewissheit da, mit einem Feuerwehrverein das Leben in Elsdorf kulturell zu bereichern und gleichzeitig etwas für den Fortbestand unserer Feuerwehr zu tun.
In den nächsten Monaten informierten wir uns über alle Belange einer Vereinsgründung, verfassten eine Satzung und eine Wahlordnung und steckten immer mehr Leute mit unserer Idee an.

Am 18. Januar 2008 präsentierten wir unsere Vorstellungen vom Verein dem breiten Publikum in einer Informationsveranstaltung.
Und am 15. Februar 2008 war es soweit: Der Feuerwehrverein Elsdorf e.V. wurde gegründet.
Mit 20 Gründungsmitgliedern hatten wir auch einen sehr guten Start.
Durch weitere öffentliche Veranstaltungen haben wir uns im Ort schon einen recht guten Namen gemacht. Besonders beliebt ist dabei das Tannenbaumverbrennen im Januar, das mittlerweile zum Neujahrsfest umbenannt werden musste.
Unsere Veranstaltungen werden immer von zahlreichen Gästen besucht, wobei wir versuchen, immer für alle etwas Interessantes zu bieten. Die kleinsten Gäste freuen sich immer besonders über die Hüpfburg und den Lampionumzug.
Die Hauptaufgabe unseres Vereins ist es, neben den Kameraden der FFW, die Alterskameraden, vor allem unsere Jugendfeuerwehr zu unterstützen. Da werden z. B. kleine Geschenke zur Weihnachtsfeier überreicht und wir helfen dabei, dass verschiedene Veranstaltungen durchgeführt werden können.

Heute zählt unser Verein 22 Mitglieder, aber natürlich würden wir uns auch über jedes neue Mitglied in unserem Verein freuen.

Kathrin Voigt
Vorsitzende Feuerwehrverein Elsdorf e.V.

Anzeigen

Aus den „Muldenthaler Nachrichten“ Jahrgang 1914

„Warm zu empfehlen ist Zucker's Patent-Medizinal-Seife gegen unreine Haut, Mitesser,

Pickel,

Knötchen, Pusteln usw. Spezialarzt Dr. W.' (In drei Stärken, à 50 Pfg., Mk. 1.— und Mk. 1.50). Dazu Zuckerh-Creme (à 50 und 75 Pfg. 2c.) Bei Richard Helmbold, Drogerie.

Gratiszugabe:

Bei Einkauf von 1 Pfd. feinem

Melange-Kaffee

à Mk. 2,00 oder 1 Pfd. f. emöllien

Kakao

à Mk. 2,40 oder 2,60 verabreiche ich einen praktischen Gegenstand für den Haushalt usw. Verzeichnis ist in meiner Filiale einzusehen.

Richard Selbmann,
— Markt 5. —

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen und ein blendend schöner Teint. – Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pfg. Ferner macht der Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pfg.

Marien-Apotheke und Rich. Helmbold.

Henkel's Bleich-Soda für alle Küchengeräte

Morgen **Donnerstag**

Schweinschlachten.

Bruno Heinrich.

Börners Restauration Weißes Roß

Nächsten Freitag **Schweinschlachten!**

Paul Börner.

Zimmer frei,

(für 7 Mk. per Monat),

bei **Emil Fischer,**
Friedhofstraße 287.

Thermometer,
Barometer,
Bade-, Fieberthermometer
Milch- u. Spiritus-Prober
in grösster Auswahl bei

Paul Wieland,
Uhrmacher, Goldarb. u. Optiker.

Theater Berthelsdorf.

Direktion Schwan.

Sonnabend, den 3. Oktober, drittes Gastspiel der Geschwister Schwan:

Das Versprechen hinterm Herd.

Drama in 5 Akten.

Nächsten **Montag**

Schweinschlachten!

Herm. Weißig.

Drei Zwicker

für einfache Arbeit, sowie einige

Schuhfabrikarbeiter

werden sof. gesucht. **Georg Vogel,**
Schuhfabrik, Weida i. S.

Kräftiger

Laufjunge

gesucht. Wo, sagt die Exped. dss. Blattes.

Das Heimatblatt auch im Internet:
www.lunzenau.de

Impressum:

Herausgeber: verantwortlich für den Inhalt Stadt Lunzenau, Bürgermeister Ronny Hofmann

Gesamtherstellung, Anzeigeneinkauf und Vertrieb: Riedel Verlag & Druck KG, Heinrich-Heine-Str. 13a 09247 Röhrsdorf, Telefon: 03722 / 502000, e-Mail: info@riedel-verlag.de, Verantwortlicher: Reinhard Riedel

Erscheinungsweise: Das Heimatblatt erscheint jährlich, kostenlos in allen freigängigen Haushalten in Lunzenau mit eingemeindeten Ortsteilen.

Anzeigen